

## 10. Die religiöse Sozialisation heutiger Religionsreferendar/innen Ergebnisse aus Interviews und Befragung

Stefan Matern, Andrea Schäfer, Stefan Wachner

Im Folgenden werden die reduktive Analyse der Interviews (qualitativer Zugang) und die Ergebnisse der Fragebogenerhebung (quantitativer Zugang) integrativ vorgestellt. Der erste Fragebogen widmete sich der religiösen Sozialisation der Lehramtsanwärter/innen. So wurden die Bedeutung verschiedener Faktoren und Personen für die religiöse Entwicklung, die Ursachen und Motive für den Entschluss, Religionslehrer/in zu werden, sowie die Verbindung zu Kirche im Allgemeinen und zur Ortsgemeinde im Speziellen erhoben.

Die Antworten auf die Frage, welche Sozialisationsfaktoren die Lehramtsanwärter/innen in ihrer religiösen Entwicklung besonders geprägt haben, zeigen, dass weniger die Prägung und Anregungen durch andere Personen (z.B. Eltern oder Lehrer) von Bedeutung sind, sondern dass es Formen innerer Auseinandersetzung (*Eigenes Nachdenken* und *Persönliche religiöse Erfahrungen*) sind, denen von den angehenden Religionslehrer/innen der höchste Stellenwert zugesprochen wird (vgl. Abb. 10.1). Diese Aspekte der individuellen Auseinandersetzung mit dem Glauben werden im Durchschnitt als „wichtig“ bzw. „sehr wichtig“ eingeschätzt. Es kann daher angenommen werden, dass heutige Lehramtsanwärter/innen ihren Glauben nicht als einen bloß übernommenen, sondern als persönlich begründeten Glauben begreifen, der in einem hohen Maße individuell gestaltet ist. Das Ende der Skala nehmen die Sozialisationsfaktoren ein, von denen jeweils über ein Drittel der Referendar/innen sagt, sie seien für ihre religiöse Entwicklung „völlig unwichtig“ gewesen.

Welche Bedeutung haben die folgenden Personen und Faktoren für Ihre religiöse Entwicklung?

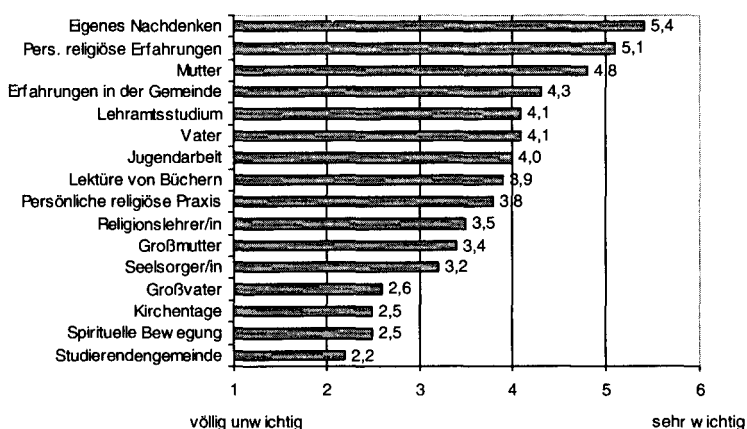


Abb. 10.1: n=143; Quelle: 1.Fragebogen

Im Weiteren werden die wichtigsten Aspekte dieser Grafik im Detail dargestellt. Zusätzlich werden Befunde aus den ersten mit den Referendar/innen geführten Interviews berücksichtigt. Auf diese Weise soll ein differenziertes Bild von der biographischen Vorgeschichte der Lehramtsanwärter/innen erstellt werden. Dieses Bild wird jeweils zunächst anhand der reduktiv bearbeiteten Interviews entworfen und anschließend durch die Ergebnisse der Fragebogenuntersuchung weiter ausgemalt.

## 1. Die Bedeutung des Elternhauses

Für die Glaubensbiographie aller von uns interviewten Referendar/innen hat das Elternhaus in der Kindheit eine große Rolle gespielt. Angaben, aus einem *katholischen Haushalt* oder aus einem *sehr religiösen Elternhaus* zu stammen, lassen sich so oder ähnlich bei fast allen Lehramtsanwärter/innen finden. In einigen Fällen war dabei der Einfluss der Mutter, in einigen Fällen der Einfluss des Vaters bedeutsamer. Silke zum Beispiel erzählt, dass sie *aus einem sehr religiösen Elternhaus* komme. *Meine Eltern da auch immer sehr viel Wert darauf gelegt haben und also bei uns irgendwie die Religionszugehörigkeit nie zur Frage gestellt wurde. Das war einfach so und das gehörte sich auch so. Und das hat auch eigentlich jeder von uns akzeptiert, bis dann, ich hab noch drei Geschwister, bis natürlich irgendwann der eine oder andere dann doch mal angefangen hat, so'n bisschen zu boykottieren gegen den regelmäßigen Kirchgang und ähnliches.*

Insgesamt wird die religiöse Erziehung im Elternhaus im Rückblick positiv gesehen. Sehr deutlich ist dies beispielsweise bei Claus, einem der beiden Männer in der Gruppe der interviewten Lehramtsanwärter/innen: *Meine Erfahrung mit Kirche und Glaube ist eigentlich sehr positiv geprägt. Schon eigentlich als kleines Kind war das selbstverständlich, der sonntägliche Gottesdienst. Ja, auch gelegentliches Gebet gemeinsam mit der Familie. Das war eigentlich als Kind selbstverständlich, der Glaube. Und damit bin ich auch eigentlich aufgewachsen. Und ich hab das eigentlich als etwas Befreiendes, als etwas Schönes erlebt. Das ging eigentlich so weit, dass das Interesse immer größer wurde und als Kind hatte ich schon ganz früh den Wunsch, schon in der Grundschule, mal auch einen kirchlichen Beruf zu erwählen. Den Diakon hab ich mir eigentlich damals als Kind ausgesucht. Den ständigen Diakon. Das hat Gründe, weil wir einen Bauernhof haben und den wollt ich dann übernehmen. Und dann aber mit Kirche wollt ich auch sehr engagiert sein und dann war das eine tolle Verbindung als Kind. Das war eigentlich sehr schön.*

Fast alle Befragten erwähnen, dass der sonntägliche Gottesdienstbesuch für sie als Kind selbstverständlich war, so zum Beispiel auch Andrea: *Ich kann sagen, dass ich sehr religiös erzogen worden bin. Von meinen Eltern sehr in die, ja, sozusagen in den Alltag eines gläubigen Christen eingeführt worden bin. Gerade*

Andrea fühlt sich auf diese Weise durch ihre Eltern sehr gefördert. Für Ina war es außerdem sehr wichtig, dass sie nie zum Kirchgang gezwungen wurde. Sie beschreibt das Erleben ihres familiären Hintergrunds als eine ganz wichtige Grundlage für ihr späteres Verhältnis zur Kirche. Auch Viola spricht diesen Aspekt des ausbleibenden Zwangs explizit an und betont die Bedeutung der Freiwilligkeit. Silke erzählt von ihrem Bedürfnis, zu bestimmten Zeiten in die Kirche zu gehen: *Ich weiß nicht, es gibt so Zeiten, wo ich wirklich das Bedürfnis habe, in die Kirche zu gehen. Sei es, um mit Leuten zusammen zu singen, oder sei es, einfach nur um auch mal so 'nen Ruhepunkt zu finden. Weil für mich das unheimlich viel gibt, in die Kirche zu gehen.*

Kaum einmal ist davon die Rede, dass eine bestimmte Art von in der Familie gepflegter Frömmigkeit als abschreckend oder für die eigene religiöse Entwicklung als hinderlich erlebt wurde. Eine Lehramtsanwärterin erzählt, allerdings ohne eine negative Bewertung damit zu verbinden, dass ihre Mutter *sehr dogmatisch eingestellt* gewesen sei, was sie *bis zur zehnten Klasse ... sehr beeinflusst* habe (Anna). Silke sagt, dass sie mit dem unreflektierten Glauben ihrer Großmutter irgendwann ziemliche Probleme hatte. Als Kind habe sie es zwar *ganz toll* gefunden, *diese Geschichten zu hören*, doch später habe sie es *nicht ertragen* können.

Auch die Fragebogenerhebung macht deutlich, dass den beiden Elternteilen von den Lehramtsanwärter/innen ein beträchtlicher Einfluss auf die eigene religiöse Entwicklung zugeschrieben wird. Dieser Einfluss wird bei der „Mutter“ allerdings noch einmal deutlich höher eingeschätzt als beim „Vater“ (vgl. Abb. 10.2a/b). Nur 13% der angehenden Religionslehrer/innen sagen, ihre Mutter sei für ihre religiöse Entwicklung ohne größere Bedeutung gewesen (Summe der Antworten „völlig unwichtig“ bis „eher unwichtig“). Vom Vater behaupten dies mehr als ein Drittel (37%). Diese Differenz entspricht der allgemein angenommenen Bedeutungspriorität der Mütter im Bereich religiöser Sozialisation. Überraschend an unserem Befund ist eher, dass die Differenz nicht noch stärker ausgefallen ist und, jedenfalls bei den von uns befragten Anwarter/innen, von einem ‚Totalausfall‘ der Väter bei der religiösen Erziehung nicht die Rede sein kann.

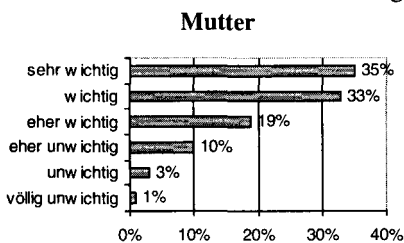


Abb.: 10.2a

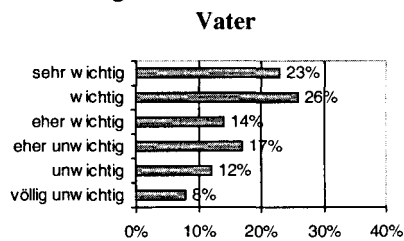


Abb.: 10.2b

n=143; Quelle: 1.Fragebogen

## 2. Die Bedeutung der Gemeinde

Alle neun interviewten Lehramtsanwärter/innen haben – von Anfang an oder im Laufe der Zeit – eine Bindung an eine Kirchengemeinde entwickelt. Wichtige Stichworte sind in diesem Zusammenhang Erstkommunion- und Firmvorbereitung, das Beeindrucktsein von einem Pfarrer, vor allem aber das eigene Engagement zum Beispiel in Messdiener-, Chor- und Jugendarbeit, später zum Beispiel als Lektorin oder Mitglied des Pfarrgemeinderats. Melanie gibt an: *Hab mich auch sehr in der Gemeinde irgendwie wohl gefühlt. Und mich da nicht auch nur gut aufgehoben, sondern auch integriert gefühlt.* Viola führt aus: (Ich hatte) *schon also eigentlich von jeher Kontakt zur Kirche. Bewusst ist mir der Kontakt zur Kirche im Prinzip ... seit der Grundschulzeit. Ich war dem Ganzen immer aufgeschlossen und die Gemeinde hat es wunderbar verstanden, die Gemeindemitglieder, die sich in etwa interessiert gezeigt haben, aufzufangen, anzunehmen und einzubinden.* Auch Andrea spricht von der positiven Bedeutung ihrer Gemeindezugehörigkeit: *Ich hab Glück gehabt, dass meine Gemeinde, meine Heimatgemeinde sehr aktiv ist und dass sich da sehr reges Gemeindeleben abspielt. Und dann bin ich auch wiederum sehr dankbar, dass ich da in so einem Bereich aufgewachsen bin.* Das Klima innerhalb der Gemeinde und das Gefühl, in die Gemeinde integriert zu sein, spielen für die Verbundenheit mit der Lokalkirche offensichtlich eine wichtige Rolle. Georg geht in seiner Beschreibung so weit, die Gemeinde als sein „Zuhause“ zu beschreiben: *Und da muss ich sagen, haben wir wirklich Glück. Und ich für mich auch, weil ich mich dadurch geborgen fühle. In der Kirche, aber auch in der Religion. Also ich fühl mich da sehr zu Hause.* Von Andrea wird das aktive Gemeindeleben als mit ausschlaggebend für ihren Berufswunsch 'Religionslehrerin' empfunden. In der Gemeinde finden viele auch ihren Freundeskreis, der sie wiederum an die Gemeinde zurückbindet.

Abgesehen von kleineren Einschränkungen empfinden die Lehramtsanwärter/innen die eigene Beziehung zur Gemeinde im Rückblick fast durchweg als positiv. Teilweise halten Engagement und enge Beziehung bis in die gegenwärtige Lebenssituation hinein an. Sehr ausgeprägt ist dies bei Georg: *Bei uns hängt das viel, also bei mir hängt das viel von unserem Pastor ab, der es wirklich sehr gut versteht, auf die Leute zuzugehen und jedem das Gefühl zu geben, in der Religion, aber auch in der Kirche zu Hause zu sein. Wir schaffen das eigentlich, glaub ich, ganz gut bei uns in der Gemeinde, dass jeder so mit seinen Sorgen, Nöten und Fähigkeiten sich in die Gemeinde einbringen kann, ohne jetzt irgendwo Einschränkungen für sich zu erleben. Also wenn einer keine Lust hat, irgendwo an so ner Spätschicht teilzunehmen, dann wird nicht blöd geguckt, wer nicht da war. Andererseits ist jeder willkommen, der was auf die Beine stellt und wird dann auch nicht hängen gelassen. Ich glaub, das ist mit ein Grund, warum ich auch so ne grade Linie hab. Also hier mit den Dingen. Also viele Leute, die man trifft, die nicht das Glück hatten, einen solchen Pastor oder ein solches*

*Gemeindeklima zu erfahren. Ich kann die sehr gut verstehen, wenn die sagen, die haben mit fünfzehn, sechzehn oder auch älter keine Lust mehr zur Kirche zu gehen und auch dann vielleicht mit der Religion sich ihre eigene Religion zusammenzubasteln.*

Allerdings kann ein schlechtes oder gestörtes soziales Klima in der Gemeinde auch zu Problemen führen, wie Lisa sie beschreibt: *Teilweise auch mit diesem, mit dem sozialen Gefüge in dieser Gemeinde. Ich weiß nicht, wie ich das nennen soll. .... Das ist so ne Gemeinde, wo es wichtiger ist, in die Kirche zu gehen, um den Pelzmantel zu zeigen, als dass man in die Kirche geht. Und das passte mir irgendwann nicht mehr und wir sind dann ne Zeit lang in ne andere Kirche gegangen, wo ich auch heute eher (hingeh). ... Und das war dann so ne Zeit, wo ich eigentlich nicht wusste, wo gehörs du jetzt hin. Nicht so, was so meinen Glauben betroffen hätte oder so, sondern eher das aktive Gemeindeleben. Und mittlerweile bin ich eben eher in der anderen Gemeinde.*

Die zentrale Bedeutung der Gemeinde für die religiöse Entwicklung zeigt sich auch in den quantitativen Befunden. Mehr als die Hälfte der Lehramtsanwärter/innen (56%) stuft die Gemeinde in dieser Hinsicht als „wichtig“ ein, ein Viertel sagt sogar ausdrücklich: „sehr wichtig“ (vgl. Abb. 10.3). Jeder zweite Anwärter scheint somit in ‚seiner‘ Gemeinde ‚verwurzelt‘ zu sein. Welche Intensität, welche Dauer und welches Gemeindeengagement sich hinter dieser Beziehung zur Gemeinde verbergen, ist dabei zunächst einmal zweitrangig. Festzustellen bleibt, dass der Gemeinde nur von jedem/jeder zehnten Lehramtsanwärter/in (11%) kein nennenswerter Einfluss zugeschrieben wird.

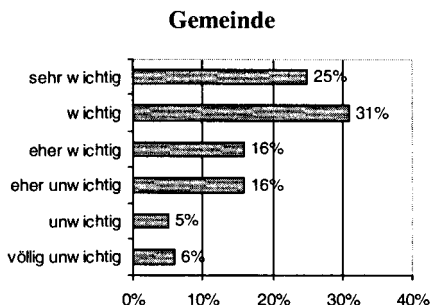


Abb.: 10.3: n=143; Quelle: 1. Fragebogen

### 3. Engagement in der Gemeindearbeit

Der Kontakt zur Gemeinde ist oft an feste Aufgaben geknüpft, die ihrerseits aber auch die Verbundenheit zur Gemeinde vertiefen. Fallen diese Aufgaben weg, zum Beispiel durch den Beginn des Studiums und einen Wohnungswechsel, wird auch der enge Kontakt zur ‚Heimatgemeinde‘ erst einmal lockerer. Hier könnte zum Beispiel die Studierendengemeinde eine neue Orientierung bieten, wie es Andrea in ihrem Interview andeutet<sup>26</sup>.

<sup>26</sup> Die bis weit in die 1970er Jahre hinein für die persönliche religiöse Auseinandersetzung so wichtigen Hochschulgemeinden bilden unter den für heutige Lehramtsanwärter/innen religiös relevanten Einflussfaktoren das Schlusslicht. Dass fast die Hälfte der Befragten sagt, die Studierendengemeinde sei für sie „völlig unwichtig“ gewesen, lässt vermuten, dass viele mit einer solchen Gemeinde überhaupt nicht in Kontakt gekommen sind.

Allgemein kann man aufgrund unserer Interviews sagen, dass die befragten Lehramtsanwärter/innen ein großes Engagement (sicherlich im Einzelfall unterschiedlich stark ausgeprägt) in der Gemeindearbeit zeigten und in einigen Fällen auch heute noch zeigen. Neben der Mitarbeit in Kinder- und Jugendchören, Messdienertätigkeiten, der Teilnahme an Ferienfreizeiten, Gottesdienstvorbereitungen, Mitgliedschaft in der KJG, Musikgruppen, Lektorendiensten ließen sich in den Interviews auch die Mitarbeit im Pfarrgemeinderat, die Tätigkeit als Kommunionhelferin, die Gestaltung von Kinderbibelwochen und die Durchführung von Wallfahrten finden. Alle diese Aktivitäten führten dann häufig, wie oben beschrieben, zu einer tieferen Anbindung an die Gemeinde.

Für Ina ergab sich die Frage nach einer Mitarbeit in der Gemeinde nicht von Anfang an, sondern erst später aus eigenem Nachdenken heraus: *Da hab ich mir dann einerseits überlegt, eben weil ich festgestellt hab, du musst selbst noch was tun, auch in der Kirche, um in der Gemeinde so'n bisschen aktiv zu werden.* Viola interpretiert ihre Aktivität innerhalb der Gemeinde auch als Oppositionshaltung gegenüber ihren Schulkamerad/innen: *Und ich glaube, das Nicht-Abspringen aus der Gemeinde und dieses Sich-weiter-mit-dem-Glauben-Befassen hängt auch mit ner Oppositionshaltung zusammen. ... Und dann hat es mich auch nicht interessiert, dass Religion für viele Leute keine Rolle gespielt hat, sondern ich hab mich in der Gemeinde wohl gefühlt und deswegen bin ich dageblieben.* Dabei scheint ihr Handeln aber von einem allgemeinen sozialen Engagement getragen zu sein.

Die Mitarbeit innerhalb einer Gemeinde führte meist auch zur Übernahme von Leitungsfunktionen. Melanie, Viola und Ina zum Beispiel wurden gebeten, eine Firmkatechese zu übernehmen. Aber auch bei fast allen übrigen befragten Lehramtsanwärter/innen ging die eigene Gruppenzugehörigkeit schließlich (fast automatisch) in eine Gruppenleiterfunktion bzw. in die Leitung von Freizeiten über. Bei acht von neun Referendar/innen kann dieser Weg beobachtet werden, wobei das Engagement nicht bei allen gleich stark ausgeprägt erscheint.

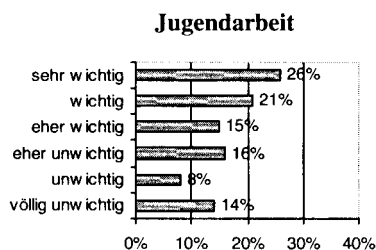


Abb.: 10.4: n= 143; Quelle: 1. Fragebogen

Nicht ganz leicht zu unterscheiden ist die Mitarbeit in der (Jugendarbeit der) Gemeinde und die Mitarbeit in der „verbandlichen Jugendarbeit“. Letztere wurde im Fragebogen eigens erfasst. Dabei zeigt sich, dass diese von nahezu jedem zweiten Lehramtsanwärter für seine persönliche religiöse Entwicklung als „wichtig“ bzw. „sehr wichtig“ eingestuft wurde (vgl. Abb.

10.4). Wobei ein relativ hoher Zusammenhang ( $\gamma=0,62$ ) zwischen den beiden Variablen „Gemeinde“ und „Jugendarbeit“ besteht, weshalb angenommen werden kann, dass die Mehrzahl der in der Jugendarbeit Tätigen in irgendeiner der oben genannten Formen innerhalb der Gemeinde aktiv war (und also die Differenzierung zwischen verbandlicher und gemeindlicher Jugendarbeit von vielen Befragten nicht mitvollzogen wurde). Wichtig ist daher vor allem der Befund, dass die Jugendarbeit (sei es in der Gemeinde oder im Verband) offensichtlich für jenen Teil heutiger Referendar/innen, die überhaupt näher mit ihr in Kontakt kamen, einen außerordentlich wichtigen Sozialisationsfaktor darstellt (vgl. dazu a. Kap. 28).

Insgesamt bestätigt in der Fragebogenuntersuchung nahezu jede/r vierte Lehramtsanwärter/in, zum Zeitpunkt der Befragung in einer Kirchengemeinde aktiv zu sein. Dagegen sagen 46%, dass sie nicht aktiv sind. Ein relativ hoher Anteil von 30% der Anwärter/innen äußert sich nicht zu dieser Frage. Dies mag damit zusammenhängen, dass viele angehende Religionslehrer/innen gemeindlich aktiv waren, mit Aufnahme ihres Referendariats aber den Wohnort gewechselt und ihre gemeindlichen Aktivitäten aufgegeben haben, so dass es ihnen jetzt schwer fällt, sich einfach den ‚Inaktiven‘ zuzuordnen. Jedenfalls ist bei der Würdigung der Antworten der gemeindeaktiven Referendar/innen mit zu berücksichtigen, dass annähernd die Hälfte der Befragten mit Aufnahme des Referendariates ihren Wohnort gewechselt hat, wodurch sich die Bindungen an die Heimatgemeinde in der Regel aufgrund der Entfernung gelockert haben dürften.

Es stellt sich die Frage, ob diese enge Verflechtung mit der Ortsgemeinde gleichbedeutend ist mit einer starken Bindung an die ‚Institution Kirche‘, oder ob die Lehramtsanwärter/innen dieser ansonsten eher kritisch gegenüberstehen. Wir wollten daher wissen, wie stark sich die angehenden Religionslehrer/innen „mit der Kirche identifizieren“ können<sup>27</sup>. Mehr als drei Viertel der Referendar/innen bezeichnen ihre Bindung zur Kirche entweder als „eher stark“ oder als „eher schwach“ (vgl. die dunklen Säulen in Abb. 10.5), wobei die Tendenz doch stärker in Richtung einer „eher schwachen“ Identifikation weist: Mehrheitlich haben die Lehramtsanwärter/innen also Schwierigkeiten, sich mit der Kirche zu identifizieren (56% der Antworten fallen in das Segment „eher schwach“ bis „sehr schwach“).

Sind diese Identifikationsschwierigkeiten typisch für die Generation der jetzt vor dem Eintritt ins Berufsleben stehenden Religionslehrer/innen? Abbildung 10.5 zeigt einen Vergleich zwischen dem Identifikationsgrad der von uns befragten Lehramtsanwärter/innen und jenem berufserfahrener Lehrer/innen (vgl. Engler/Güth 1999, 34f.).

<sup>27</sup> Die Frage lautete genau: „Im Beschluss der Würzburger Synode zum schulischen Religionsunterricht heißt es, dass sich Liebe zur Kirche und kritische Distanz nicht auszuschließen brauchen. Wie stark können Sie sich mit der Kirche identifizieren?“

### Identifikation mit der Kirche

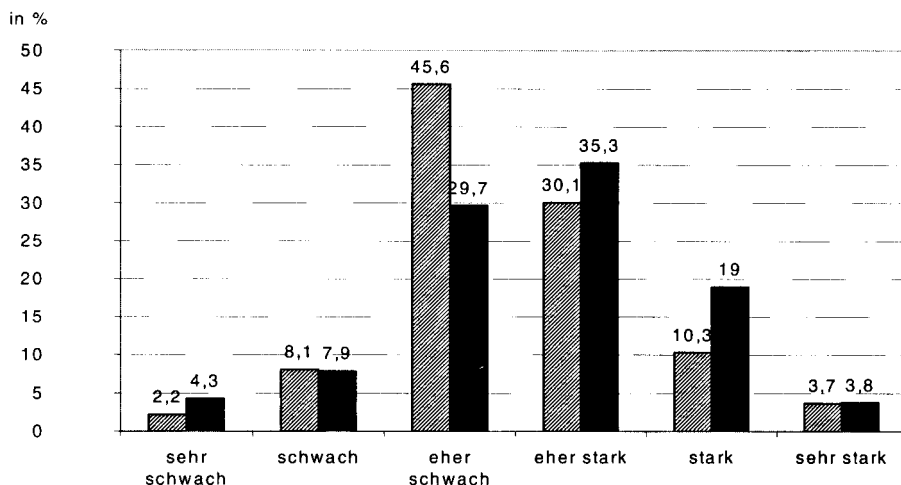


Abb.: 10.5: Identifikation mit der Kirche

Lehramtsanwärter/innen (dunkle Säule, n= 136; Quelle: 1. Fragebogen)

Berufserfahrene Lehrer/innen (von denen ca. die Hälfte älter als 50 Jahre ist; helle Säule, n = 394)

Von den berufserfahrenen Lehrer/innen haben 42% Mühe, sich mit ihrer Kirche zu identifizieren („sehr schwach“ bis „eher schwach“), bei den heutigen Lehramtsanwärter/innen beträgt dieser Anteil, wie oben erwähnt, 56% – ein deutliches Anzeichen für deren größere Identifikationsprobleme. Dieses Ergebnis passt zu anderen Befunden, nach denen in Deutschland spätestens mit Beginn der 1970er Jahre ein allgemeiner Rückgang der Kirchenidentifikation zu verzeichnen ist (vgl. Ebertz 1997, 34-82; auch: EPD 2003, 4-27). Das Votum der von uns befragten Referendar/innen ist im Kontext dieses gesamtgesellschaftlichen Trends zu sehen, der offensichtlich auch auf die besondere hier befragte Gruppe angehender Lehrer/innen mit dem Fach ‘Katholische Religion’ durchschlägt.

Dass es einen deutlichen Zusammenhang zwischen kirchlicher Identifikation und gemeindlichen Aktivitäten gibt, lässt sich der Abbildung 10.6 entnehmen. So können sich Lehramtsanwärter/innen, die in einer Kirchengemeinde aktiv sind, signifikant ( $\chi^2=14,2$ ,  $df=5$ ;  $\alpha=0,05$ ) stärker mit der Kirche identifizieren als diejenigen, die nicht in einer Gemeinde aktiv sind. Dementsprechend häufiger sind die Lehramtsanwärter/innen in einer Kirchengemeinde aktiv, je stärker sie sich mit der katholischen Kirche als Ganzes identifizieren können. So sind 60% von den Referendar/innen, die sich „sehr stark“ mit der Kirche identifizieren, in einer Gemeinde aktiv, demgegenüber nur 9% derjenigen mit einer „schwachen“



Identifikation. Aufschlussreich ist, dass keiner der in einer Gemeinde aktiven Lehramtsanwärter seine Identifikation mit der Kirche als „sehr schwach“ bezeichnet.

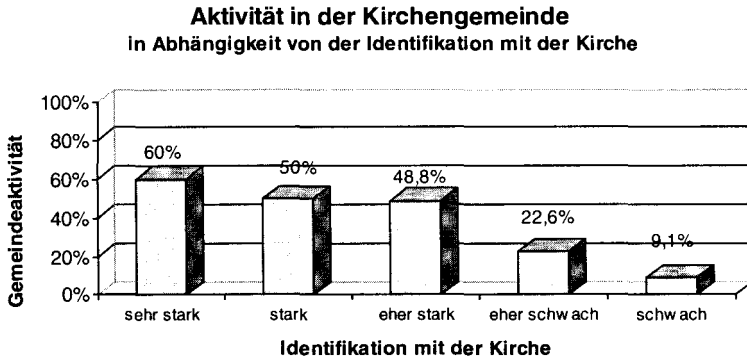


Abb.: 10.6: Aktivität in einer Kirchengemeinde abhängig von der Identifikation mit der Kirche  
n= 136; Quelle: 1. Fragebogen

Besonders auffällig ist der Unterschied, den eine „eher starke“ und eine „eher schwache“ Bindung zur Kirche hervorrufen. Obwohl diese Differenz semantisch zunächst nicht allzu groß erscheint, spielt sie doch offensichtlich eine erhebliche Rolle für die Bereitschaft zu eigener Mitarbeit. Jedenfalls sind von den Lehramtsanwärter/innen mit einer „eher starken“ Identifikation mehr als doppelt so viele in ihrer Gemeinde aktiv wie von jenen, die ihre Identifikation als „eher schwach“ ansehen.

Darüber hinaus ergeben sich zwei weitere interessante Aufschlüsse:

1. Lehramtsanwärter/innen mit ‚Religion‘ als Haupt- bzw. Schwerpunktfach können sich signifikant ( $\chi^2=8,2$ ,  $df=1$ ,  $\alpha=0,01$ ) stärker mit der Kirche identifizieren als solche, die Religion im Nebenfach studiert haben. Unter denen, die Religion als Hauptfach studiert haben, beträgt die Identifikationsquote („sehr stark“ bis „eher stark“) 69%, bei den Referendar/innen mit Religion als Nebenfach lediglich 38%.
2. Je stärker sich Lehramtsanwärter/innen mit der Kirche identifizieren, desto wichtiger ist es ihnen, in ihrem Religionsunterricht „den Glauben der Kirche weiterzugeben“ ( $\gamma=0,46$ ).

#### 4. Der Einfluss des Pfarrers und anderer Seelsorger/innen

Schließlich ist bei dem Komplex ‚Gemeinde‘ noch ein weiterer Faktor von Interesse – die Person des Pfarrers oder anderer Geistlicher. In den Augen von And-

rea und besonders von Georg hängen das Gemeindeleben und auch der Zugang zur Kirche im Allgemeinen wesentlich vom Pastor der Gemeinde ab. Auch Viola betont das besondere Charisma ihres Pfarrers, dem es offensichtlich durch persönlichen Einsatz gelungen ist, sie auch während ihrer Studienzeit an die Gemeinde zu binden. Seinem Interesse an einzelnen Gemeindemitgliedern ist ihrer Meinung nach das gute Gemeindeklima mit zu verdanken: *Also er hat wirklich großen Einfluss gehabt, wenngleich er den... Also er hat, ich denke, das ist einfach so durch seine Anwesenheit und sein Tun. Also nicht durch ein bewusstes Beeinflussen oder Versuchen, jemanden irgendwo hinzubringen, sondern einfach durch die Art, wie er ist und wie er handelt, begründet.* Bei Silke führte eine frühe positive Erfahrung mit einem Geistlichen zur Festigung einer nicht weiter spezifizierten, aber offensichtlich positiv konnotierten Grundhaltung. Auch bei Claus haben mit dem Pfarrer verbundene Kindheitserinnerungen einen bleibenden Eindruck hinterlassen. Die zentrale Bedeutung des Pfarrklerus für die Bindung an die Kirche zeigt sich bei Silke auch daran, dass es ihr aus eigener Sicht durch den häufigen Wechsel der Geistlichen in ihrer Gemeinde nicht möglich war, eine Beziehung zur Kirche aufzubauen. Dies führte schließlich sogar zum Abbruch des Kontaktes: *Bei uns ... haben die Vikare sehr häufig gewechselt zu der Zeit und zu denen konnte ich dann auch überhaupt keine Beziehung mehr aufbauen. Irgendwie hat die Jugendarbeit etwas gelitten, ist eingeschlafen. Solche Sachen wie Frühschichten gab es nicht mehr, gibt es auch jetzt nicht mehr, und dadurch ist mein Kontakt da auch etwas abgebrochen.*

Im Fragebogen wurde nicht speziell nur nach der Bedeutung von Priestern, sondern allgemeiner nach dem Stellenwert von Seelsorger/innen für die eigene religiöse Entwicklung gefragt (vgl. Abb. 10.7). Hierbei zeigt sich, dass den Seelsorger/innen von der Mehrzahl der Lehramtsanwärter/innen nur eine geringe bis gar keine Bedeutung zugeschrieben wird. Allerdings darf man auch nicht übersehen, dass immerhin ein Viertel der Referendar/innen die Begegnung mit einem Seelsorger, einer Seelsorgerin als „wichtig“ oder sogar „sehr wichtig“ einstuft.

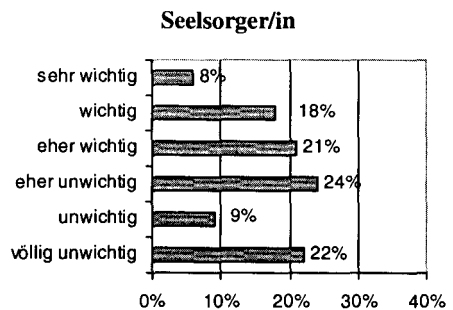


Abb.: 10.7: n=143; Quelle: 1.Fragebogen

## 5. Religionslehrer/innen und eigener Religionsunterricht

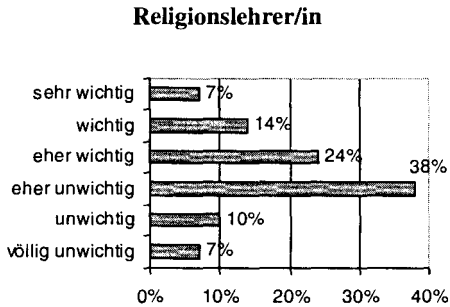
Bei den Vorerfahrungen mit Religion und Kirche werden von einigen Lehramtsanwärter/innen der eigene Religionsunterricht bzw. die verschiedenen Religions-

lehrer erwähnt. Dabei reicht das Spektrum von *wir hatten eigentlich recht guten Religionsunterricht* bis *Religionsunterricht war völlig egal*. Bei Ina weckte ihr Religionsunterricht mit seiner Methodenvielfalt wieder ein größeres Interesse an der Kirche und schließlich sogar die Bereitschaft, sich innerhalb der Kirche zu engagieren: *Durch diesen Religionsunterricht in der Schule habe ich eigentlich sehr schnell doch auch wieder festgestellt, also ‚Kirchegehen‘ ist nicht bloß fad.*

Die befragten Anwärtler/innen äußern in diesem Zusammenhang genaue Vorstellungen von gelungenem bzw. schlechtem Religionsunterricht und machen das häufig an der Person des jeweiligen Lehrers fest. Unterricht, der lediglich nach dem Buch vorgeht, wird als *grauslich* beschrieben, eine Lehrerin, die sich nicht durchsetzen kann, auch als eine solche erkannt. Letztlich zeigt sich aber auch hier, dass der Religionslehrer bzw. die Religionslehrerin für die Befragten positiv oder negativ eine wichtige Person auf ihrem Glaubensweg darstellt. Das wird im Folgenden von Ina formuliert: *Ich hab dann auch in der achten Klasse einen neuen Religionslehrer bekommen und ja ich würd' sagen, der war ganz, ganz wesentlich dran beteiligt, dass ich irgendwie nicht völlig den Kontakt da verloren hab. Weil er es wirklich verstanden hat, auf Dinge einzugehen, die gerade so in der Pubertät wichtig sind. Also wir haben ganz lange so Themen gemacht, die eigentlich gar nicht so im Religionsunterricht mal zu erwarten sind. So Liebe, was ist das eigentlich? Liebe und Partnerschaft. Und der erste Freund und was passiert da mit einem. Mehr so ne Mischung aus Sexualkunde und Biologie. Und das immer so mit so nem kleinen Hinweis, da gibt's auch noch nen Gott und der liebt einen auch. Und so hintenrum hat man eigentlich mitbekommen, wenn man so rückblickend, wenn ich mir das so überlege, dass er eigentlich die ganze Zeit immer nur irgendwas Religiöses gemacht hat. Aber uns ist das bewusst so nicht aufgefallen. Das war eigentlich ganz, ganz geschickt so gelöst.*

Zu einem guten Religionsunterricht scheint für die Lehramtsanwärtler/innen auch die Auseinandersetzung mit Grundfragen sozialen Verhaltens zu gehören. Zwei Referendar/innen sagen ausdrücklich, der Religionslehrer könne die Schüler/innen auf ihrem Weg der Ablösung vom kindlichen Glauben durch seine Persönlichkeit bzw. besonders durch seine Authentizität unterstützen. Viola bringt dies für sich folgendermaßen auf den Punkt: *Hab da nen Pfarrer als Religionslehrer bekommen .... Es ist ein ganz ruhiger Mensch gewesen, im Prinzip jemand, der nicht auf Charisma aus war, sondern der mich durch Inhalte und Erzählen von seinem Glauben im Prinzip ... und auch durch seinen Anspruch und durch das gemeinsame Erarbeiten... also ich empfinde sehr große Hochachtung vor ihm, weil Religion ja auch nicht das beliebteste aller Fächer ist eigentlich. Dass er das so unbeirrt durchgezogen hat. Und, also mich hat es sehr fasziniert und ich war sehr angespornt, immer alles mitzukriegen und das zu verstehen. Wir haben auch schwierige Sachen gemacht. Also auch Texte, die wir erst interpretieren mussten. Feuerbach hatten wir dabei und Küng, also schon anspruchsvolle Sachen. Ich weiß es nicht mehr so ganz genau. Ich weiß, dass*

*wir manchmal nur ein paar Zeilen geschafft haben in einer Stunde. Aber dass es egal war, dass es trotzdem spannend war für uns. ... Und so hoch steht es bei mir auch, weil ich das Gefühl hab, da ist zum ersten Mal in Ansätzen ein kindlicher Glaube so durchbrochen worden.*



Trotz der an anderer Stelle tendenziell eher negativen Bewertung des Religionslehrers (vgl. Abb. 10.10) zeigt die Fragebogenerhebung hier (Abb. 10.8) auch, dass doch immerhin rund 20 Prozent der Lehramtsanwärter/innen dem Religionslehrer eine große Bedeutung („sehr wichtig“/„wichtig“) für ihre religiöse Sozialisation zumessen.

Abbildung 10.8: n=143; Quelle: 1. Fragebogen

## 6. Das Studium im Zusammenhang mit der Glaubensbiographie

Auch das *Studium* wird von den Lehramtsanwärter/innen auf seine Relevanz für die eigene Glaubensbiographie hin betrachtet. Die Erfahrungen damit waren offensichtlich sehr unterschiedlich. Anna sagt, dass das Studium ihr für ihre persönliche religiöse Entwicklung *gar nichts gebracht* habe. Als Studentin fehlte ihr das Bewusstsein, dass die intellektuelle Auseinandersetzung mit Glaubensfragen notwendig ist. Erst jetzt, durch die unterrichtspraktischen Anforderungen im Referendariat, verändert sich ihre Einstellung hierzu: *Und ich steh auch jetzt also wirklich, also ich schäm mich teilweise schon, wenn ich da in der Klasse steh und merke, dass ich ne riesengroße Lücke in einigen Bereichen habe, auch gerade so Bibelarbeit und so was. Und ich merk da auch, dass ich Einiges noch aufarbeiten muss. ... Aber jetzt hat das für mich auch nen Sinn, weil es für etwas halt ist. Wenn ich halt, was weiß ich jetzt, die Josefsgeschichte mit den Kindern durchnehmen möchte, das ist für mich überhaupt kein Thema, das vorher halt auch aufzuarbeiten. Aber nicht irgendwie so in so nem luftleeren Raum in der Uni, was dann total praxisfern ist. Ja. Und jetzt geh ich halt auch wieder regelmäßig mit in den Schulgottesdienst, jeden Freitag. Und das gefällt mir also wirklich auch alles ganz gut. Aber, wie gesagt, so Studium und Ausbildung bisher, hat mich jetzt nicht irgendwie in meiner religiösen Entwicklung gestärkt, sondern das sind eigentlich mehr so außerschulische Aktivitäten, die mich da gestärkt haben.* Anders als Anna konnte Viola mit der Vermittlung universitären Spezialwissens zwar durchaus etwas anfangen, vermisst im Rückblick aber so etwas wie eine Übersicht über die theologischen Elementaria: *Ich hab viel gelernt, aber ich bin auch sehr enttäuscht worden. Dass ich manchmal ganz wunderbares Spezialwissen gelernt habe über den Gottesbeweis von Anselm von*

*Canterbury, aber dass ich diese grundlegenden Sachen, dieses..., ein großes Handbuch, in dem ich nachschlagen kann und die grundlegenden Dinge dann erfahre, dass ich solche Sachen immer noch nicht an die Hand bekommen habe.*

Bei Silke führte das Studium zu einer stärkeren Auseinandersetzung mit der Kirche und zu einem neuen Zugang zum Glauben. Auch Lisa meint, dass sich durch das Studium ihr Glaube verändert habe: *Ja, ich denke, nachher durch mein Studium hat sich mein Glaube geändert. So'n bisschen in dem Sinne, dass ich es gelernt hab, mit den Fragen, die ich hab, umzugehen. Und dieses kritische Hinterfragen auch zuzulassen und auf eine andere Weise zu verstehen. Also nicht das so negativ aufzufassen oder als Kritik an der Kirche oder so, sondern auch als etwas, was zu dem Glauben sicherlich dazugehört. Von daher würde ich sagen, ist meine Beziehung zu Kirche und Religion jetzt ne bessere sicherlich, als sie als Kind war. Würd' ich schon so sehen.*

Die oft zu hörende These, das Studium habe für den Glauben ‚nichts gebracht‘, wird von unserer quantitativen Erhebung nicht bestätigt (vgl. Abb. 10.9a; s.a. Abb. 10.9b). Auf der anderen Seite kann man es aber auch enttäuschend finden, dass ein mindestens sechssemestriges Studium nur von 15% der Lehramtsanwärter/innen für die eigene religiöse Entwicklung als „sehr wichtig“ eingeschätzt wird. Diese Aussage ist im Übrigen unabhängig davon, ob die Studierenden ‚Religion‘ im Haupt- oder Nebenfach studieren. Das heißt: Referendar/innen mit Religion als Schwerpunktfach bewerten die Wirkung des Studiums nur unwesentlich höher ( $\chi^2=3,2$ ,  $df=1$ ;  $\alpha>0,05$ ).<sup>28</sup> Es sind jedenfalls deutlich weniger Referendar/innen, die von ihrem Lehramtsstudium sagen, dieses sei für ihre religiöse Entwicklung „sehr wichtig“ gewesen, als es von ihren Erfahrungen in der Jugendarbeit annehmen (vgl. Abb. 10.4).

Lehramtsstudium

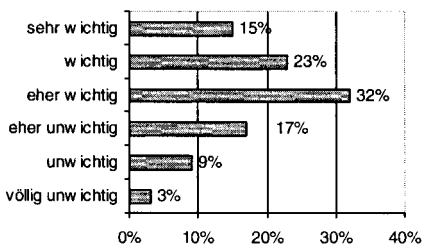


Abb.: 10.9a

Bücher

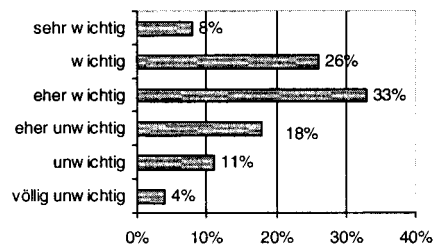


Abb.: 10.9b

n=143; Quelle: 1.Fragebogen

<sup>28</sup> Ein ähnliches Ergebnis findet sich im Auswertungsteil zu den Kompetenzen, wonach sich Lehramtsanwärter/innen, die das Fach ‚Religion‘ im Haupt- bzw. Nebenfach studiert haben, nicht unterschiedlich auf die Unterrichtspraxis vorbereitet fühlen.

Insgesamt zeigt sich hier das Bild einer (zukünftigen) Religionslehrerschaft, die – im Gegensatz zu einer in weiten Teilen der Bevölkerung zu beobachtenden Tendenz – noch stark durch die klassische Trias religiöser Sozialisationsfaktoren geprägt ist: durch ein religiöses Elternhaus, durch Mitarbeit in der Gemeinde (mit Erfahrungen in der Jugendarbeit) und durch Anstöße aus Schule und Religionsunterricht. Ergänzt wird diese Trias durch stark individuell geprägte Faktoren wie das *Eigene Nachdenken* oder *Persönliche religiöse Erfahrungen*. Es kann demnach in Bezug auf die Gruppe heutiger Lehramtsanwärter/innen von einer Tendenz zur Individualisierung der religiösen Sozialisation gesprochen werden. Im Vergleich zur gesamtgesellschaftlichen Entwicklung, die durch eine zunehmende Entfremdung von kirchlicher Religiosität gekennzeichnet ist<sup>29</sup>, muss die von uns befragte Gruppe als Sonderfall insofern betrachtet werden, als dass hier noch ein relativ hohes Maß an religiöser Prägung vorhanden ist. Wobei man bei der Interpretation hier im Einzelnen sicherlich vorsichtig sein muss: Wenn jemand zum Beispiel sagt, sein Vater sei für seine religiöse Entwicklung wichtig gewesen (63%), sagt er damit nicht unbedingt, dieser sei religiös (gewesen). Ein entschieden atheistischer Vater zum Beispiel könnte für seinen religiös ansprechbaren Sohn oder seine religiös sensible Tochter eine solche intellektuelle Herausforderung gewesen sein, dass man im Rückblick zu der Auffassung gelangt: Er war, obgleich selbst nicht religiös, so doch für die eigene religiöse Entwicklung von erheblicher Bedeutung. In jedem Falle aber gab es doch für die meisten Referendar/innen ein wie auch immer religiös produktives Verhältnis zum eigenen Elternhaus, zu Gemeinde und/oder Jugendarbeit sowie zu religiösen Begleitern wie Seelsorger/innen oder Religionslehrer/innen.

Mittels einer Faktorenanalyse kann die Vielzahl der für die religiöse Entwicklung relevanten Faktoren auf drei zentrale Komplexe reduziert werden:

1. Die eigene Person (*Eigenes Nachdenken, Persönliche religiöse Erfahrungen, Bücher, Lehramtsstudium*)
2. Das Elternhaus (*Mutter, Vater, Großmutter, Großvater*)
3. Externe Einflüsse (*Erfahrungen in der Gemeinde, Teilnahme an Kirchentagen, Jugendarbeit, Seelsorger/in*).

Auf dieser Grundlage lassen sich verschiedene Sozialisationsstrukturen unterscheiden. Man könnte von ‚stark Familiensozialisierten‘, ‚stark Eigensozialisierten‘ und ‚stark Außensozialisierten‘ sprechen. Allerdings zeigten sich im Laufe der weiteren Befragungen kaum Zusammenhänge zwischen dem Sozialisationshintergrund und anderen Variablen, weder was die Kompetenzen der Referen-

<sup>29</sup> Die Shell-Studie konstatiert für die Jugendlichen, dass „Gottesdienstbesuch, Beten und Glaube an ein Weiterleben nach dem Tod seit ... Mitte der 1980er Jahre bei den deutschen Jugendlichen in den alten Bundesländern deutlich zurückgegangen (sind)“ (Shell 2002, 180). Insgesamt kommt die Studie zu dem Schluss: „Die Kirchlichkeit ist zurückgegangen, die religiöse Grundhaltung im Leben hat bei den deutschen Jugendlichen stark an Boden verloren“ (ebd.). Dieser Befund entspricht den religionssoziologischen Aussagen seit den 1960er Jahren.

dar/innen, noch ihre Vorstellung vom Religionsunterricht oder ihre Einstellung zur Kirche anbelangt. Lediglich der Aussage *Ich möchte Religionslehrer/in werden, weil ich die Arbeit an theologischen Fragen spannend finde* wurde überdurchschnittlich häufig von den ‚Eigensozialisierten‘ zugestimmt ( $T=3,4 > 2,58$ ;  $\alpha=0,01$ ).

## 7. Brüche in der Glaubensbiographie

Dass die Identifikation mit religiösem Elternhaus, Glaube, Kirche und Gemeinde durchweg völlig unproblematisch und über jeden Zweifel erhaben gewesen sei, lässt sich allerdings nicht sagen. Zweifel werden zum Beispiel ausgelöst durch das – teilweise späte – Zerbrechen des kindlichen Glaubens oder durch Probleme mit der Institution Kirche; Distanz kann aber einfach auch eintreten infolge von sich in den Vordergrund drängenden Engagements in anderen Lebensbereichen. Darüber hinaus wird sehr deutlich: Was gute persönliche Beziehungen im Positiven bewirken können, können negative Erfahrungen mit konkreten Repräsentanten von Kirche auch wieder gefährden. Eine unachtsame Pastoralreferentin (bei Viola), ein als Blender durchschauter Religionslehrer (ebenfalls bei Viola), eine als oberflächlich oder langweilig erlebte Gemeinde (bei Lisa oder Ina) können schnell zu sehr grundsätzlichen Anfragen führen.

Wir haben die Interviewpartner/innen gebeten, eine Verlaufskurve ihres Verhältnisses zu Religion und Kirche zu zeichnen. Dabei zeigte sich, dass diese Kurve auch bei denen, die ihre Beziehung zum Glauben nie völlig gekappt haben, in etlichen Fällen deutliche Abbrüche aufwies. Dass sie irgendwann dann wieder nach oben wies, hat vielfach damit zu tun, dass es konkreten Leuten (Religionslehrer/innen, Pfarrern usw.) gelungen ist, jemanden auf die richtige Weise anzusprechen und zu aktivieren.

Sehr interessant ist in diesem Zusammenhang eine Passage aus dem Interview mit Viola, die selbst darüber zu reflektieren anfängt, warum sie den pubertätstypischen Identifikationsknick nicht so stark empfunden hat bzw. warum ihre Beziehung zu Glaube und Kirche in dieser Zeit nicht abgebrochen ist: *Die religiöse Verbundenheit und dieses ... untypische Nicht-Abspringen in, spätestens in der Phase Pubertät ist, glaube ich, dadurch begründet, dass meine Mutter ganz stark darauf geachtet hat, dass ich niemals gezwungen werde, etwas Religiöses zu praktizieren. Sondern, dass es eigentlich immer freiwillig war. Ansonsten irgendwie in Absprache. Aber nie, dass mir gesagt wurde, du gehst jetzt in die Kirche oder du machst jetzt... Viola geht dann auf ihre bereits angesprochene Oppositionshaltung gegenüber der Mehrheit ihrer Mitschüler/innen ein und sagt: Ich hab angefangen, mich durchzusetzen. ... und war von daher nie darauf angewiesen, das zu machen, was andere machen, sondern mein Ding zu machen. Und dann hat es mich auch nicht interessiert, dass Religion für viele Leute keine*

*Rolle gespielt hat, sondern ich hab mich in der Gemeinde wohl gefühlt und, deswegen bin ich dageblieben.*

Auch persönliche Erfahrungen, wie zum Beispiel der Tod eines nahestehenden Menschen, können dazu führen, dass sich Zweifel am Glauben einstellen. Das Gefühl, mit seinen gut gemeinten Ideen, zum Beispiel in der Gemeinde, nicht angenommen zu werden, kann zu Enttäuschung und Unverständnis führen und einen Bruch mit der Kirche, wenigstens für eine gewisse Zeit, verursachen. Auch der Beginn des Studiums und ein eventueller Wohnortwechsel erweisen sich als kritischer Einschnitt. Mitarbeit und Anbindung an die Gemeinde können dann oft nicht mehr im bisherigen Maße aufrechterhalten werden. Viola drückt dies so aus: *Der Beginn des Studiums, als ich nirgendwo eingebunden war, in keiner Gruppe oder in keinem Verband... Das also war auch, aber im Prinzip ja nur'n vorübergehender Bruch.*

Phasen des Zweifels und Brüche in der Glaubensbiographie werden manchmal aber auch als Chance und als notwendig erkannt, um sich vom kindlichen Glauben zu lösen und einen reflektierten Glauben erreichen zu können. Georg beschreibt das folgendermaßen: *Ich glaub, das ist stärker und intensiver geworden mit der Zeit. Sonst ist das immer ne Kurve, so gerade und ohne Ecken und Kanten. Aber hin und wieder gab's natürlich auch Wochen, Monate, wo man vielleicht ein bisschen mehr gezweifelt hat. Und dann Wochen, Monate, wo man weniger gezweifelt hat. Aber ich würd sagen, es war immer so, so Stufen auf'm Weg, wo sich das immer mehr angereichert hat. Dass das immer qualitativ wertvoll war, für mich. Vom kindlichen Schwarz-Weiß-Glauben weg, hin zu etwas Differenzierterem. Halt so ne Zeit, wo man sich auch selber kennen gelernt hat.*

## 8. Die Motivation, Religionslehrer/in zu werden

Im Zusammenhang mit der Frage zur Glaubensbiographie wurde von uns auch die folgende Frage nach der Motivation, Religionslehrer/in zu werden, gestellt: *Wie war das speziell mit Ihrer Entscheidung, Religionslehrer/in zu werden. Gab es Ereignisse, Begegnungen oder Einflüsse, von denen Sie im Rückblick sagen würden, die haben eine Rolle gespielt?* Manche Lehramtsanwärter/innen machen ihre Entscheidung an konkreten Ereignissen und Begegnungen fest. Andrea etwa meint, wenn ihre Heimatgemeinde nicht so aktiv gewesen wäre, *wär ich mit Sicherheit heute nicht soweit, wie ich jetzt bin, dass ich nämlich Religionslehrerin werde.* Ina sagt: *Den wesentlichen Ausschlag hat eben dieser Lehrer mit seinem Unterricht gegeben, weil das auch zu nem Zeitpunkt kam, ich glaub, wenn das nicht gekommen wäre, dann hätte ich, würde ich heute sagen, puh, ist mir alles egal.*



Anna hat sich nach eigenen Angaben hauptsächlich deshalb für das Fach ‚Religion‘ entschieden, weil sie im Vorfeld viele Erfahrungen in der Leitung von Freizeiten und in der Mitorganisation von Gottesdiensten sammeln konnte. Auch Georg wurde bei der Berufswahl durch seine Mitarbeit in der Gemeinde beeinflusst: *Ich glaub, diese Entscheidung liegt ganz groß halt in meinem Lebenslauf begründet und ich hab halt viel mit Kindern und Jugendlichen gemacht, auf Ferienfreizeiten und auch in Gruppenarbeiten und so. Da hab ich schon gesehen, dass man den Kindern als Teil der Gemeinde, aber auch als Teil der Kirche und als Teil einer Religionsgemeinschaft oft was geben kann.*

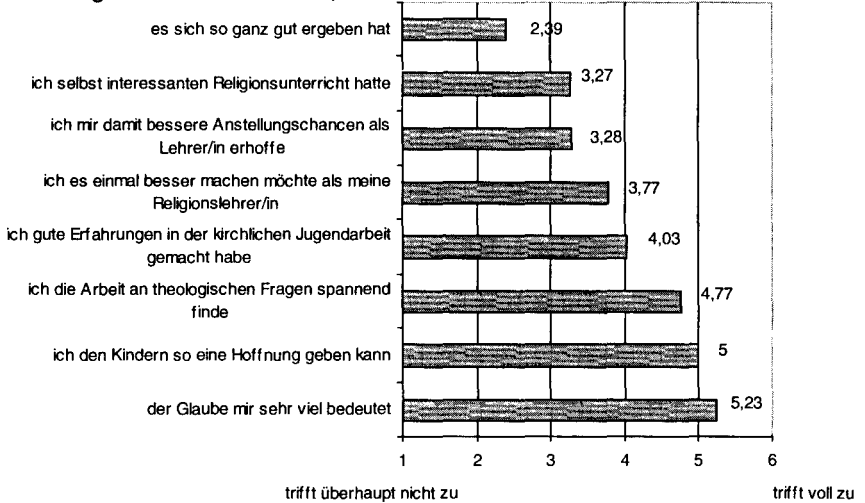
Andere sprechen eher von einem generellen religiösen Interesse, wieder andere gelangen zur Wahl des Faches ‚Religion‘ eher infolge der Abwahl anderer auch noch möglicher Fächer. Für Viola war es *kein Abwägen, was mach ich jetzt, es war im Prinzip so ne Bauchentscheidung*. Für Lisa war *der letzte Anstoß ... dann wirklich die Statistik, die mir gezeigt hat, dass man damit die besseren Einstellungschancen hat*. Auch Andrea räumt die Bedeutung dieses Punktes ein. In der Berufsberatung habe man ihr gesagt: *Machen Sie katholische Religion, da haben Sie noch die besten Einstellungschancen oder eine der besten. ... Ich würd' mal sagen, mindestens 70 Prozent der Leute, die halt auch studiert haben, hatten das als Vordergrund: später nen Job zu kriegen*. Gleichzeitig sieht sie jedoch auch: *Also, wenn ich als Religionslehrerin nicht vollkommen dahinterstehe, hinter dem, was ich sage, dann brauche ich kein Religionslehrer zu sein. Und das finde ich gerade den besonderen Anspruch daran.*

Silke hat sich, trotz vieler Zweifel, besonders gegenüber der ‚Institution Kirche‘, für das Fach ‚Katholische Religion‘ entschieden. Dabei spielte, neben der Hoffnung, den Kindern moralisch-ethische Grundwerte vermitteln zu können, auch eine Art Ausschlussverfahren eine Rolle: *Dass ich katholische Religion studiert habe, hat auch damit zu tun, dass ich mir überlegt habe: Das liegt dir, das liegt dir irgendwo. Es ist nicht so fern, so wie, was weiß ich, Kunst zum Beispiel*. In zwei weiteren Fällen war der Berufswunsch, Religionslehrer/in zu werden, nicht primär, ein anderer kirchlicher Beruf wäre auch denkbar gewesen. Bei Ina zum Beispiel stand im Vordergrund: *Ich wollte irgendwas mit Religion gerne machen. Und dann hab ich halt überlegt, ja, was gibt's da für Möglichkeiten. Also Priester ist schon mal eh leider falsches Geschlecht, geht sowieso nicht. Dann so nur an der Uni zu bleiben und in die Forschung zu gehen, bin ich irgendwie nicht so der Typ für*. So ergab sich für sie schließlich das Berufsziel ‚Religionslehrer/in‘. Für Claus war vor allem wichtig, den Glauben an andere weiter zu geben. Dabei standen das Theologiestudium und sein Abschluss als Diplomtheologe für ihn an erster Stelle. Seine Entscheidung, diesen Weg nicht weiter zu gehen, führte dann in Richtung des Lehrerberufs: *Nach dem Studium hatte ich schon als Alternative den Schul-, Lehrerberuf vor Augen. Und hab auch geschaut, welche Berufs-, welche Schulform ich wähle. Dann habe ich mich für die*

*Primarstufe entschieden. Ich habe alle Schulen hospitiert und besucht und Praktika gemacht. Und dann bin ich doch an der Primarstufe hängen geblieben.*

Auch die Fragebogenuntersuchung (siehe Abb. 10.10a) ergab, dass, – entgegen der von verschiedenen Seiten geäußerten Mutmaßung, die Aufnahme eines Lehramtsstudiums ‚Katholische Religion‘ sei oft durch die Erwartung bestimmt, man könne durch die Wahl eines Mangelfaches seine Anstellungschancen verbessern – ‚echte‘ (persönliche und sachbezogene) Motive sehr wohl eine Rolle spielen.

**Ich möchte Religionslehrer/in werden, weil...**



**Abb.: 10.10a: n=143; Quelle: 1. Fragebogen, Mittelwerte**

Bei der Entscheidung für den Beruf ‚Religionslehrer/in‘ schreiben die Lehramtsanwärter/innen zwei Aspekten eine bedeutende Rolle zu: zum einen der Bedeutung des Glaubens für die eigene Person und zum anderen der Vorstellung, Kindern *eine Hoffnung geben zu können*. Auffällig hieran ist, dass beide Items einen starken inhaltlichen Bezug zu Glaube bzw. Religion ansprechen. Demgegenüber spielen pragmatische Gründe bei der Entscheidung für den Beruf eine eher untergeordnete Rolle. Es kann demnach nicht davon gesprochen werden, dass die angehenden Religionslehrer/innen von heute sich verstärkt aus nichtreligiösen Motiven für ihr Theologiestudium und das anschließende Referendariat entscheiden.

Bei dieser Frage bestätigt sich außerdem noch ein Mal die Bedeutung der *Erfahrungen in der kirchlichen Jugendarbeit*. Für die Entscheidung, ein Theologiestudium aufzunehmen, spielen sie eine größere Rolle als die Erfahrungen mit

dem Religionsunterricht selbst. Dem Vorbild-Motiv (*weil ich selbst interessanten Religionsunterricht hatte*) kommt unter den Berufswahlmotiven nur eine nachrangige Bedeutung zu. Wenn man außerdem berücksichtigt, dass fast 60% der Referendar/innen ihre Berufswahl mit dem Motiv in Verbindung bringen, es *einmal besser machen* zu wollen als ihre frühere Religionslehrer/innen (vgl. Abb. 10.10b), lässt dies darauf schließen, dass die Erinnerungen an den selbst erlebten Religionsunterricht vielfach nicht sehr günstig sind (vgl. Abb. 10.10c).

### Ich möchte Religionslehrer/in werden,

*...weil ich es einmal besser machen möchte*

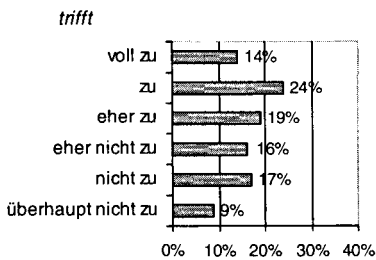


Abb.: 10.10b

n=143; Quelle: 1.Fragebogen

*...weil ich selbst interessanten Religionsunterricht hatte*

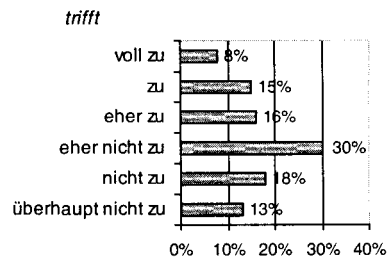


Abb.: 10.10c